

*Ein mit Verstand gespielter Narr
mit lichten Augenblicken*

Cervantes

Roman Obrovski

Das Symposium

R

Text: © 2026 Copyright by Roman Obrovski
Umschlaggestaltung: © 2026 Copyright by Roman Obrovski
Verlag: Dr. Roman Obrovski, A-4209 Engerwitzdorf

Herstellung: epubli - ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@epubli.com

Nach dem Frühstück räumt Frau Popescu den Tisch ab und schlichtet Teller, Tasse, Kanne und Besteck mit lautem Geschopper in den Geschirrspüler. Als sie den Staubsauger in Betrieb nimmt, zieht sich Joachim Tiefenbach in die Mansarde seines Reihenhauses zurück. Der Kater flüchtet mit ihm vor dem verhassten Geräusch und legt sich auf den türkischen Hocker gleich neben der Tür seines Arbeitszimmers.

Längst emeritiert verbringt Tiefenbach immer noch viel Zeit in der Mansarde. Unmittelbar unter dem Fenster steht der Schreibtisch mit dem Monitor des Computers. Links und rechts neben Tür und Fenster sowie an den Seitenwänden des schmalen Raums laufen Bücherregale hinauf bis zur Decke. Er schaltet den iMac ein und klickt sich wie jeden Morgen durch die Kanäle, die er zur Information bevorzugt.

In der Oberstufe des Gymnasiums hat Tiefenbach sich angewöhnt, eine sozialistische Tageszeitung – die hat es damals noch gegeben – eine konservative und eine sogenannte unabhängige Zeitung zu lesen. Die Gewohnheit, täglich mehrere Medien zu konsultieren, hat er sein Leben lang behalten. Seit Beginn des digitalen Zeitalters hat er die Breite seines Medienkonsums ausgedehnt. Von der *Augsburger Allgemeinen* bis zur *Zürcher Zeitung* klickt er sich täglich durch einige Online-Ausgaben sogenannter Qualitätsblätter. Im Druck liest er nur noch die Regionalzeitung.

Eine Kolumne der *Berliner Zeitung* vom 27. April 2024 weckt seine Aufmerksamkeit: *Immanuel Kant zum 300. Geburtstag:*

Streit um die Deutungshoheit - Der Königsberger Philosoph gerät ins Kreuzfeuer des russisch-westlichen Konflikts. Kant ist für den „öffentlichen Gebrauch der Vernunft“ und gegen Zensur eingetreten. Hegel hat seine tägliche Zeitungslektüre einen „realistischen Morgensegen“ genannt. Von einem seiner Biographen hat Tiefenbach erfahren, dass Hegel unter anderem die *Edinburgh Review* regelmäßig gelesen haben soll, ein Journal, das den Whigs nahe gestanden ist. Kurzzeitig ist Hegel sogar Chefredakteur der *Bamberger Zeitung* gewesen.

Seit Tiefenbach sich als Student durch Hegels Enzyklopädie gearbeitet hat, hegt er Sympathie und Respekt für den Meisterdenker. Hegels Kritikern hat er manches abgewonnen, aber das mindert für ihn nicht den Rang, den Hegel unter den Philosophen einnimmt, über die er Jahrzehnte lang Seminare abgehalten hat.

Stößt Tiefenbach bei seinem Nachrichtenparcours auf ein Thema, das ihn besonders interessiert, ruft er mehrere Quellen auf und überprüft sie nach ergänzenden oder abweichenden Darstellungen. Auf diese Weise unterbindet er die ideologische Verhärtung seiner Wahrnehmung, wie er sich einbildet. In vielen Medien freilich sind Texte zu weltpolitischen Ereignissen weitgehend identisch, weil sie von derselben Agentur stammen. Nachdem er die morgendliche Lektüre beendet hat, steht er auf, stützt sich mit den Händen am Schreibtisch ab, beugt sich vor und sieht hinunter in den Garten. Ein schmales, längliches Stück Rasen, seitlich geschieden von den Nachbargärten durch Blütensträucher und Stauden, abgeschlossen von der grünen Mauer der Eibenhecke. Er liebt diesen ruhigen, unspektakulären Ausblick. Der Garten gleicht dem Garten des Miethauses in

Cardiff, in dem er vor vielen Jahren während eines Forschungssemesters gewohnt hat.

Er setzt sich wieder und öffnet ein leeres Dokument, um sich Notizen zum Statement zu machen, das von ihm zum Abschluss der Veranstaltung am nächsten Dienstag erwartet wird. Der Rektor, mit dem er nicht auf bestem Fuß steht, würde die Begrüßung gewiss kurz halten. Zu zehn Minuten verpflichtet hat er Franz Schuster, seinen Nachfolger im Vorstand des Philosophischen Instituts. Auf Schuster hätte Tiefenbach gern verzichtet. Er wird wohl mehr über Nietzsche reden als zur Sache. Tiefenbach hat ihm den Wunsch zu einem Statement aber nicht abschlagen wollen.

Sein langjähriger Freund William Archer aus Boston hat sich als Laudator zwanzig Minuten ausbedungen. Mit Sekt und Fingerfood für die Teilnehmer würde die Feier zur 3. Auflage von Tiefenbachs *Gewalt und Vertrauen - Quellen und Grenzen von Macht und Moral* nach erträglicher Dauer enden.

Tiefenbach will in seinem Schlusswort seine aktuelle Arbeit über Machiavellis *virtu* ansprechen. Er hält den Erklärungswert dieses Konzepts nach wie vor für erhellend. Sein Statement muss knapp ausfallen und erfordert mehr Sorgfalt als eine längere Rede. Tiefenbach rechnet mit zwanzig bis dreißig Teilnehmern. Etwa ein Dutzend Kollegen, ein paar Studenten und Doktoranden und natürlich Fritz Lichter, der Lektor seines Verlags, der auch die *Discorsi* in einer neuen Übersetzung mit Tiefenbachs Kommentar herausgebracht hat. Fritz hat die Veranstaltung angeregt, weil Archer nächste Woche ohnehin nach Frankfurt kommt, um mit ihm die Übersetzung seines neuen Buchs über die Lüge in der Poli-

tik zu besprechen. William hat das Vorwort zu Tiefenbachs Studie verfasst und die Ausgabe für die USA besorgt. Dass dieses Buch zum dritten Mal aufgelegt wird, freut Tiefenbach. Doch wen kümmert das? Nur einem überschaubaren Fachkreis sagt sein Name noch etwas.

Gegen 11 Uhr ruft Frau Popescu ins Treppenhaus, dass sie geht. Er kommt herunter, um sich zu bedanken. Während sie in ihre Jacke schlüpft, kündigt sie an: „Übermorgen mache ich die Wäsche.“ Frau Popescu kommt jeden Dienstag und Donnerstag. Tiefenbach ist froh, dass sie den Haushalt umsichtig und ohne Anweisungen besorgt. Er schließt die Eingangstür, greift nach der Post, die Frau Popescu in der Garderobe abgelegt hat – zwei Kuverts und die Regionalzeitung – und nimmt seiner Gewohnheit nach zwei Stufen auf einmal auf dem Weg zurück in die Mansarde.

Schnaufend und mit verhaltenem Ärger in der Stimme hat Günther ihn neulich auf diese „Marotte“ angesprochen. Der Lift war außer Betrieb und sie mussten die Treppe benutzen, um in das Extrazimmer im dritten Stock zu gelangen, in dem die wöchentlichen Meetings ihres Clubs stattfinden. Tiefenbach hat sich vorgenommen, in Günthers Gegenwart künftig nur eine Stufe nach der anderen zu nehmen.

Er legt die Post auf die Schreibtischplatte, schlitzt das erste Kuvert auf, überfliegt die monatliche Abrechnung der Kreditkarte auf Plausibilität, lässt sie durch den Schredder laufen und wirft das Kuvert in den Papierkorb. Das zweite Kuvert ist von Becker aus Hamburg. Es enthält neben Beckers handgeschriebenem Brief eine Todesanzeige mit einem

wohlbekannten Namen. Tiefenbach lässt seine Hand mit der Parte auf die Tischplatte sinken. Mit geschlossenen Augen lehnt er sich zurück in den Sessel.

2

Den Schreibtisch hat ihm die Vermieterin seines Zimmers in der Florianigasse überlassen, als er nach seiner Promotion von Wien nach Ost-Berlin umgezogen ist. Zwischengelagert in der Wohnung seiner Eltern ist das Stück letztlich in der Mansarde seines Reihenhauses gelandet. Es ist ein altdeutsches Möbelstück aus Vollholz mit einer Mittellade unter der Platte und beiderseits vier weiteren Laden. Tiefenbach bewahrt darin abgelebte Dinge auf, die wegzuwerfen er sich scheut: seine Rollfilmbox aus den 50er Jahren, die Kleinbildkamera aus der Gymnasialzeit, seine erste Spiegelreflexkamera, eine Praktica Super TL aus Dresden, den rotledernen eingebundenen Entfernungsmesser der Marke „Weimarlux“, eine Schachtel mit Fotos aus dem Flüchtlingslager, darunter ein Kuvert mit Fotos aus der alten Heimat seiner Eltern, ein Extrablatt der Lokalzeitung seiner Heimatstadt vom 22. 11. 1963, die Pfeife aus Cardiff, Exzerpte, Manuskripte, Flugblätter zu Demonstrationen, die er einst mitverfasst hat, Briefe und Postkarten aus der Zeit, als man einander noch Briefe und Postkarten geschrieben hat.

Einige Karten und Briefe haften in seinem Gedächtnis, ohne dass er sie zur Hand nehmen muss. Die Postkarte, die er am längsten aufbewahrt, ist eine Schwarz-Weiß-Fotografie. Im Vordergrund die Engelsburg, dahinter die Kuppel von St. Peter. Geschrieben hat sie seine sieben Jahre ältere Schwester. Sie war im Frühjahr 1956 als Jungschärführerin

zu einem internationalen Kongress der Katholischen Kirche delegiert worden. Begeistert teilte sie der Familie mit: „Heute habe ich den Heiligen Vater gesehen!“

In der Endphase ihres Studiums ist Tiefenbachs Schwester allerdings aus der Kirche ausgetreten. Auslöser dazu waren Studienaufenthalte in Paris. An der Sorbonne hat sie Jean kennengelernt. Jean hat in der verglimmenden Existentialistenszene verkehrt und sie dort eingeführt. Von ihr angeregt hat Tiefenbach Sartre und Camus gelesen. Zum Leidwesen seiner Mutter hat auch er sich von der Kirche gelöst. In der existentialistischen Pose als „Mensch in der Revolte“ gefällt er sich im Grunde immer noch.

Zuletzt hat Tiefenbach die Schwester an ihrem achtzigsten Geburtstag in München besucht, wohin sie nach ihrer Heirat mit Jean übersiedelt ist. Jean ist Richter am Europäischen Patentamt gewesen. Sie selbst hat als Französischlehrerin gearbeitet. Längst verwitwet lebt sie allein in ihrem Haus in Daglfing. Ihr Sohn ist nach einem Stipendium in Connecticut geblieben und arbeitet für ein IT-Unternehmen. Als Teenager hat er Tiefenbachs Mutter bei einem Besuch die vollständigen Jahrgänge an Micky-Maus-Heften von 1954 bis 1961 abgeschwatzt, die Tiefenbach aufgehoben hatte. Hätte der Junge die Sammlung behalten, wäre Tiefenbach weniger erzürnt gewesen. Aber er hat sie sofort an einen Comic-Händler verkauft. Schon in Tiefenbachs Gymnasialzeit sind die Hefte hoch im Kurs gestanden. Wortwitze und Inflektive aus Entenhausen wie „seufz“, „schluchz“ oder „grübel“ haben Tiefenbach und seine Freunde entzückt und sind in ihren Sprachgebrauch eingegangen. Dass die Sprechblasen des US-Originals von einer Kunsthistorikerin

so pffiffig eingedeutscht wurden ist damals nicht bekannt gewesen. Daniel Düsentriebs Motto „Dem Ingenieur ist nichts zu schwör“ war das Lieblingszitat von Thomas, Tiefenbachs engstem Freund während der Gymnasialzeit. Tatsächlich hat Thomas Maschinenbau studiert.

Auch der Inhalt einiger Briefe seiner Eltern während der Studienzeit ist ihm vertraut geblieben („gib Hubert die Wäsche mit, auch deinen Schlafanzug“), oder der Neujahrsgruß aus Südkorea von Kim Muyon, seinem Zimmergenossen im Studentenheim während der ersten zwei Semester. Kim hat Medizin studiert und Tiefenbach auf dessen Wunsch einige Male in den Sezierkurs geschmuggelt. Kim hat ihm dazu seinen zweiten weißen Mantel geborgt. Wie ein Firmling in einem zu klein gewordenen Anzug hat Tiefenbach darin gesteckt. Seit die Universitäten verschult worden sind, ist ein so irregulärer Besuch eines Praktikums mit begrenzten Plätzen unmöglich geworden.

Als er sich gefasst hat sucht er einen Brief hervor, den er seit nahezu fünfzig Jahren aufbewahrt. Das Kuvert ist frankiert mit einer 10-Pfennig-Briefmarke für den Ortsverkehr in der DDR mit dem Porträt von Johann Gutenberg.

Ich verstehe dich und akzeptiere deine Entscheidung. Mehr möchte ich nicht schreiben, um nicht die jetzt bestehende Klarheit zwischen uns nochmals zu trüben.

Kirstins Brief hat ihn beschämt. Zu feig, es ihr ins Gesicht zu sagen, hatte er ihr geschrieben: entgegen ihren Plänen werde er sein postgraduales Studium der Politischen Ökonomie an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften

abbrechen, in den Westen zurückkehren und sich dort habitieren.

Aber wie wäre denn unser gemeinsames Leben verlaufen? verteidigt Tiefenbach sich gegen Kirstin, die ihn aus der Parte ruhig ansieht. Er weicht ihrem Blick aus und konzentriert sich auf das kleine Muttermal unter dem linken Schlüsselbein, das der weiße geplättete Kragen freigibt. *Du wolltest auf keinen Fall in den Westen und ich wäre über kurz oder lang mit dem Apparat in Konflikt geraten. Du weißt, was Becker gesagt hat.* Becker, damals ein junger Arzt aus Hamburg, hat mit Tiefenbach im selben Heim gewohnt. Im Zug der Entspannungspolitik hatte er ähnlich wie Tiefenbach eine Ausnahmegenehmigung für Ausländer erhalten und hat an einem onkologischen Forschungsprojekt an der Charité teilgenommen. Als praktizierender Protestant hat er enge Beziehungen zum Evangelischen Sprachenkonvikt in Ost-Berlin gepflegt. Aufgrund einer vertraulichen Information hat er Tiefenbach aufmerksam gemacht, dass er von der Stasi als „unzuverlässig“ geführt werde.

Um die Erfahrungen mit dem „Realen Sozialismus“ einzuordnen hat Tiefenbach in den ersten Monaten seines Aufenthalts sein Verständnis sehr bemüht. Der Mangel an Bananen, die geringe Auswahl an Schuhen und Bekleidung, Wartelisten für Kühlschränke, Waschmaschinen, Autos, teure Westwaren gegen Devisen - gewiss, doch das waren Peanuts, Aufbau Probleme, Resultate westlicher Sanktionen. Impioniert hat ihm vielmehr das einheitliche Schulsystem, der hohe Stellenwert der Naturwissenschaften, die gute berufliche Ausbildung, die Arbeitsplatzsicherheit und die soziale Absicherung der Menschen. Selbst das lästige Gefühl, lau-

fend beobachtet, eingeschätzt und gegängelt zu werden hat er zunächst bagatellisiert. Der Sozialismus war kein Selbstläufer. Er musste errungen und verteidigt werden, hat er sich eingeredet.

Dennoch: Dieser anhaltende Erwartungsdruck auf unkritische Loyalität, die damit verbundenen Privilegien auf der einen und die Schikanen und Benachteiligungen auf der anderen Seite haben Tiefenbach ernüchtert und auf Distanz zum Sozialismus gebracht. Die hochgezogenen Augenbrauen eines SED-Mitglieds bei einer Diskussion über die Neue Ökonomische Politik Lenins an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften ist Tiefenbach als Kippunkt in Erinnerung geblieben. Den „neuen Menschen“ erzwingen zu wollen ist ihm plötzlich verrückter und verlogener vorgekommen, als den Leidenschaften, Lasten und Schwächen der Menschen Leine zu lassen.

Kirstin hat Tiefenbachs ernüchternde Erfahrung mit dem realen Sozialismus nicht geteilt. Sie ist in der FDJ und im Kulturbund engagiert gewesen. Ob sie ihre Überzeugung je geändert hat, weiß Tiefenbach nicht. 1992 hat sie unter Rektor Wilhelm Krelle – „ein ehemaliger SS-Sturmbannführer“ wie Becker in seinem Schreiben hinzufügt – ihre Stelle am Institut für Kulturwissenschaften an der Humboldt Universität jedenfalls verloren. Wie Hunderte andere Wissenschaftler in der ehemaligen DDR hat sie als „unzumutbar für die bundesdeutsche Demokratie“ gegolten. Becker schreibt, Kirstin habe unter anderem in einer Bäckerei in Treptow gearbeitet und sei nach ihrer Pensionierung zu ihrer jüngeren Schwester nach Finsterwalde gezogen. Kinderlos und unverheiratet sei sie vor einigen Wochen nach längerem Lei-

den verstorben. Becker hat die Parte und diese Informationen von Weber erhalten, dem Schulfreund Kirstins aus Finsterwalde. Tiefenbach werde sich gewiss an ihn erinnern.

Natürlich erinnert Tiefenbach sich an den jungen Arzt. Brillenträger, gescheit und interessiert an allem, was Tiefenbach und Becker über das Leben im Westen erzählt haben. Er hat gemeinsam mit Becker an dem Forschungsprojekt an der Charité gearbeitet.

Tiefenbach hat Kirstin bei einem Konzert mit Mikis Theodorakis auf dem Festival des politischen Liedes in Berlin kennengelernt, das er mit Becker auf Einladung Webers besucht hat. Weber hat ihnen dabei seine Schwester und Kirstin vorgestellt, die gemeinsam Kulturwissenschaft studiert haben. Auch Becker ist nach Abschluss des Projekts in den Westen zurückgekehrt. Seit ihrer gemeinsamen Zeit in Ost-Berlin haben er und Tiefenbach Kontakt gehalten.

Das Mobiltelefon läutet. Es ist der Rektor.

3

Karl-Heinz Hansen klingt ungewohnt leutselig.

„Zu deiner Veranstaltung hab’ ich eine Idee. Was hältst du davon, daraus ein Symposium zu machen?“

Tiefenbach ist verblüfft.

Der Historiker Hansen hat ihm vor Jahren im Kollegium eine Grenzüberschreitung zur Unwissenschaft vorgeworfen,